

Partnerschaft statt Patenschaft

Grundsätze ökumenischer Ost-West-Beziehungen

1. Vorbemerkungen

Nicht jeder Kontakt und nicht jede Beziehung zu Menschen oder Kirchen in Osteuropa ist eine Partnerschaft. Es gibt Begegnungen, die ihren Wert in sich haben und die mit der Begegnung abgeschlossen sind. Es gibt Projekte, die eine längere projektbezogene Zusammenarbeit notwendig machen, aber auch ein Projekt ist irgendwann abgeschlossen. Freilich kann daraus mehr wachsen – z. B. eine Partnerschaft. Eine Patenschaft beinhaltet einen längeren gemeinsamen Weg. Obwohl es auch in einer Patenschaft durchaus ein Geben *und* Nehmen gibt, ist doch eine Seite mehr die gebende. Wenn eine Patenschaft gut läuft, dann wird das von beiden Seiten so gesehen und akzeptiert. Eine Partnerschaft versteht sich als längerfristige Beziehung, die eine Gleichgewichtigkeit voraussetzt. Dabei ist es nicht notwendig, daß es sich um zueinander passende Größen handelt, vielmehr muß für ein Gewicht ein Äquivalent da sein. An einem Beispiel verdeutlicht: Der Apostel Paulus schreibt an die Philipper (Kapitel 4,15): „Keine Gemeinde hat mit mir Gemeinschaft gehabt im Geben und Nehmen als ihr allein“. Der Apostel brachte das Evangelium, die Gemeinde sorgte für ihn im Gefängnis.

Partnerschaft wird immer wieder im Sinne einer Art „Duft der großen weiten Welt“ verstanden. Richtig daran ist, daß Partnerschaft über den Kirchturm hinausführt und somit Wesenszüge von Kirche erlebbar und erfahrbar macht:

— Kirche ist nicht nur das eigene Haus (oikos), Kirche hat vielmehr von Anfang an die Dimension des Ökumenischen – „Gehet hin in alle Welt ...“ – oder sie ist nicht eigentlich Kirche. Ökumene heißt, daß die weltweite Kirche unser gemeinsames Haus ist. Eine Nische ist kein Haus.

— Kirche ist weltweit gesehen zumeist Diaspora-Kirche gewesen. Das ist auch heute so. Auch die herkömmlichen Volkskirchen kennzeichnet gegenwärtig immer stärker der Charakter einer Diaspora-Existenz.

Der Weg über den eigenen Kirchturm hinaus kann für beides den Blick öffnen. Und daraus müßte ein Stil des Miteinander-Umgehens wachsen, der von dem Bewußtsein geprägt ist, daß wir uns gegenseitig brauchen und daß wir aufeinander angewiesen sind.

Man kann manchmal hören, daß der Begriff „Partnerschaft“ keinen eigentlich biblischen Bezug habe. Richtig ist, daß der Begriff als solcher in der Bibel nicht vorkommt. Auf der anderen Seite bedient sich die Bibel durchgehend der personalen Begrifflichkeit, wenn sie das Verhältnis Mensch-Gott oder Mensch-Mensch beschreibt. Und umreißt die Bibel das Verhältnis von Christen oder Gemeinden zueinander nicht so, daß der Begriff „Partnerschaft“ absolut nicht aufgesetzt wirkt?

2. Ausgangspositionen

Im Neuen Testament haben Gemeinden und Kirchen verschiedener Länder als Glieder des Leibes Christi ganz selbstverständlich miteinander Kontakt: Sie besuchen sich, schreiben sich Briefe, nehmen aneinander Anteil, beten füreinander und helfen sich zum Teil auch materiell.

Im Neuen Testament läßt sich Interessantes zum Thema „Geben und Nehmen“ wahrnehmen:

— Die Erfahrung, daß auch der Geber seine Gaben Gott verdankt, führt zum gemeinsamen Lobpreis Gottes durch Geber und Nehmer.

— Zachäus wird durch die Nähe Jesu bewußt, daß sein Nehmen auf Kosten anderer geschah, und sein (Zurück-)Geben macht ihn wieder frei. (Den Aspekt des Gebens als eines Zurückgebens bestimmt gerade auch manche Beziehung nach Osteuropa.)

— Dem selbstvergessenen und fröhlichen Geber ist ein Schatz im Himmelreich zugesagt.

— Diejenigen, die nehmen, werden in ihrer Würde nicht tangiert oder gar beschädigt. Im Gegenteil: Nehmer erfahren einen Zuwachs an Würde. Die Kette der Beispiele könnte bei dem ehemals Gelähmten einsetzen, der in seiner Freude tanzt und damit neu gewonnene Würde ausstrahlt, und bis zu den Erfahrungen führen, die Christen von Anfang an mit dem Heiligen Abendmahl gemacht haben.

In der Nachkriegszeit liefen zwischen Ost- und Westkirchen viele Kontakte oft unter schwierigen Bedingungen: Briefe, Gebete, Besuche, wo es möglich war. Pakete und andere konkrete Hilfen von Westen nach Osten hatten eine existenzielle Bedeutung. Es entstanden „Patenschaften“.

222 Diese Beziehungen entwickelten sich so, daß die wirtschaftliche Dominanz der Bundesrepublik Deutschland – aber auch anderer westlicher Länder – vielfach auch andere gemeindliche oder kirchliche Aktivitäten zu überlagern begann. Obwohl sich in den siebziger Jahren der Begriff „Partnerschaft“ mehr und mehr durchsetzte, erschienen die Westkirchen aufgrund ihrer umfangreichen diakonischen Fördermaßnahmen und ihrer vielfältigen Aktivitäten auch in anderen kirchlichen Bereichen weithin als überlegen. Fähigkeiten wie das Ertragen von unabänderlichen Situationen, das Leben aus dem Gottesdienst als dem unbestrittenen Zentrum heraus, neue Erfahrungen in den Bereichen Spiritualität und Gemeindeleben oder diejenige, daß der Mangel zur Konzentration führen kann – das alles wurde in den Kirchen des Westens wenig wahrgenommen.

230 Dabei stehen wir in den Kirchen Ost- und Westeuropas – sicher in unterschiedlicher Intensität – vor ganz ähnlichen Herausforderungen. In Europa bedrängt uns zunehmend eine nachchristliche Ära: Wir sind nicht nur von Säkularisierung, sondern noch viel mehr von Materialisierung stark herausgefordert. Die Kirchen im Osten waren dabei sicher unbeabsichtigtermaßen durch die sozialistische Ideologie und durch die damit verbundene Abgrenzung Jahrzehnte länger von einer Art Schutzschirm umgeben; sie werden nun gerade im Prozeß politischer Öffnungen von der Säkularisierung und Materialisierung teilweise unvermittelt hart getroffen.

235 Kirchen in Ost- und Westeuropa sind durch das Abnehmen der Zahl ihrer Glieder herausgefordert. Das betrifft in erster Linie die Volkskirchen hier und dort. Nirgendwo gibt es bislang ekklesiologisch zufriedenstellende Antworten, wie man das macht: Kleiner werden – und wie eine erneuerte Kirche unter diesen Umständen aussehen könnte, die nicht nur Prozesse an sich geschehen läßt, sondern die Initiative zurückzugewinnen sucht. Selbst wenn sich der Prozeß des Schrumpfens fortsetzt, erlischt damit ja nicht der neutestamentliche Auftrag, Gemeinde zu bauen. Wie könnte in dieser gemeinsamen Herausforderung Geben und Nehmen aussehen?

241 Hier und dort erfaßt die Erosion die Kirchen nicht nur an den Rändern, sondern sie dünnt auch in ihren Zentren aus. Ost- und Westkirchen stecken in einer „Relevanzkrise“, die eine „Identitätskrise“ (Jürgen Moltmann) nach sich zieht.

Dem korrespondiert vielerorts im Osten und im Westen das Bild einer überlasteten Kirche und überlasteter Pfarrer. Trägt dazu u. a. bei, daß auch in der Kirche Anerkennung genießt, wer etwas leistet und wer etwas vorzeigen kann? Dieser Sachverhalt ist mit der lutherischen Rechtfertigungs-

lehre nicht ohne weiteres in Einklang zu bringen. Die Folge der Leistungsorientierung ist auch in der Kirche das Konkurrenzdenken, und das teilt und trennt. Wie verhält sich dies zu der Tatsache, daß wir Glieder am Leib Christi sind? Wie zu den Seligpreisungen?

Wie, wo und durch wen werden die Fragen nach unserer geistlichen Mitte beantwortet? Und wenn Antworten gegeben werden – wie existenziell sind sie im Leben der Kirche verankert? Was geschieht gegenwärtig im Blick auf eine kirchliche und gemeindliche Infrastruktur, die sich geistlich zu bestimmen sucht – die das Bild vom Leib und den Gliedern dergestalt als Modell versteht, daß alle Glieder den Leib Christi darstellen und dabei in einem gemeinsamen Bezugssystem aufeinander angewiesen sind und sich gegenseitig aufbauen?

In Osteuropa bin ich mehrfach auf die Frage gestoßen: Wo ist der Ort der gegenseitigen Auferbauung, der *mutua consolatio fratrum* der Pfarrer und Pfarrerinnen, wenn es die institutionalisierten Gremien wie die Kirchenkreis-, Propstei- oder Pfarrkonvente in den meisten Fällen nicht mehr sind. Von daher wurde mehrfach Interesse an einem gemeinsamen Nachdenken über das geistliche Leben unter Geistlichen signalisiert – nicht zuletzt auch auf dem Hintergrund zunehmender Krankheiten unter Pfarrern.

Besucher und Besuchte in den Kirchen und Gemeinden sind mit ihrem Alltag meist voll ausgefüllt. Es gibt keine zeitlichen Spielräume (im Sinne des Wortes!). Dies wird hüben und drüben als Not empfunden. Ist das Suchen nach Wegen aus dieser Not stark genug, um für Begegnungen und gemeinsame Lernprozesse konsequent Kapazitäten freizumachen?

3. Zielorientierungen

Partnerschaft ist in sich kein Ziel. Sie ist auf Inhalt angewiesen und braucht eine Gestalt – wie eine Freundschaft oder eine Ehe.

So wird es jeder Partnerschaft guttun, wenn vorher im eigenen Kreis Klärungen gesucht werden, etwa:

— In welcher Lage lebt der Partner, auf den wir zugehen wollen, in welchem politischen und gesellschaftlichen Umfeld, in welcher kirchlichen Situation, wie sind Gottesdienst und Frömmigkeit beschaffen etc.?

— In welchem Umfeld und in welcher Lage leben wir?

— Wo sind wir bereits im missionarischen oder diakonischen Bereich engagiert? Was ist im Blick auf die eigenen Kapazitäten zu leisten möglich?

— Ist uns bewußt, daß sich die geplante Partnerschaft auf die Stärkung der Identität unseres Partners in seinem Kontext ausrichten muß?

— Was haben wir als Kirche oder Gemeinde zu geben? Wo stecken wir in Nöten und was brauchen wir?

— Was erwarten wir von unserer Partnerschaft? Wo liegen Hoffnungen und Zukunftsperspektiven? Liegen sie in einer gemeinsamen Suche nach dem Überschießenden des Evangeliums, dem Mehr an Trost, dem Mehr an Hoffnung und Liebe, dem volleren Leben aus dem Glauben an den dreieinigen Gott im jeweiligen kirchlichen und gesellschaftlichen Kontext?

— Sind wir bereit, Offenheit zu suchen für die heilsökonomische Bedeutung einer Partnerschaft: Wo steckt im Partner die leibhaftige Botschaft Christi für uns?

— Gibt es jemanden, der Erfahrungen hat

– mit diesem Land,

– mit dieser Kirche,

– in der eigenen Kirche,

– in einer EKD-Kirche bzw. in einem Diakonischen Werk?

— In welchem Organisationsrahmen wird die Partnerschaft angelegt: auf Gemeinde-, Dekanats- oder Kirchenkreisebene? Wie kommt ein Trägerkreis zustande? Welche Rolle ist dabei dem Pfarrer bzw. der Pfarrerin zugeordnet?

Partnerschaft als eine längerfristige Beziehung ist ein Geschenk, man kann sie nicht machen – so wenig man eine Freundschaft oder eine Ehe machen kann. Sehr wohl möglich ist aber, sich so zu verhalten, daß sich entweder Wege zueinander öffnen oder aber Wege verbaut werden:

— Es ist frustrierend, einen Partner zu erleben, der seine Überlegenheit durchblicken läßt und der alles besser weiß. Dagegen öffnet es, wenn ein Partner wirklich etwas wissen will.

— Schnelle Urteile, nicht selten gespeist aus Vorurteilen und Bestätigungen dessen, was man vorher schon „gewußt“ hat, verschließen. Eine behutsame Annäherung nach dem Wort von Saint-Exupéry: „Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar, man sieht nur mit dem Herzen richtig“, schließt auf, denn sie gibt Achtung vor dem Partner zu erkennen. Dies braucht freilich Zeit und ist nicht im Schnellverfahren zu haben.

— Der säkularisierten Form der paulinischen kauchäsis, dem Beeindrucken-Wollen nach der Devise: „Da haben wir ... Da machen

wir ...“ als verschließendem Element steht der Rat eines erfahrenen Seelsorgers gegenüber: 1. Hören, 2. Hören, 3. Noch einmal Hören. Bei Partnerschaften ist hinzuzufügen: 1. Sehen, 2. Sehen, 3. Noch einmal Hinsehen.

— So manche voreiligen Vergleiche, die eigentlich nie stimmen, unerschwerlich verbunden mit unausgesprochenen Forderungen unter dem Tenor: „Dort geht's auch!“, verstimmen. Es scheint nur eine Nuance zu sein, aber eben diese Nuance ist entscheidend: Hilfreich und weiterführend kann durchaus eine behutsame Blickerweiterung sein, wenn sie weiterführt – z. B. von Osteuropa auf Situationen der Dritten Welt – dahin etwa die zusätzliche Last zu lockern, solche Not gebe es nur in ...

— Permanent einseitige, vor allem materielle Hilfe erdrückt den Partner, wenn nicht auch auf der anderen Seite Bedürftigkeit zu erkennen ist.

— Früchte sehen zu wollen, bringt in Bedrängnis, während die Mentalität eines Försters wohl tun kann, der weiß, daß erst die nächste Generation den Baum sehen wird, den er gepflanzt hat.

— Die Erwartung von Dankbarkeit entwürdigt. Der gemeinsame Dank an den Geber aller guten Gaben öffnet und macht frei.

Eine langfristige Kommunikationsstruktur kann nur entstehen, wenn sie am Geben *und* Nehmen orientiert ist. Im Prozeß der Begegnung ist darum eine wichtige Leitfrage von Partner zu Partner: Was braucht der Andere? Hier müssen Eigenperspektive und Außenperspektive allmählich zueinander finden, bevor geerdete Projekte wachsen können.

Stärken und Schwächen, Reichtum und Nöte sind gleichermaßen Gegenstand gemeinsamer Reflexion wie des konkreten Teilens. Für mich ist der Satz einer Kirchenvorsteherin in Osteuropa unvergeßlich, als sie sagte: „Wir scheuen uns, eine Partnerschaft einzugehen – da müßten wir herzeigen, wie es bei uns aussieht.“ Was bedeutet da das Wort des Apostels Paulus: „Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig“? Teilen kann sich doch nicht nur auf Reichtum und Stärken beziehen. Zitat: „Entweder wir lernen das Teilen oder wir sterben an Hoffnungslosigkeit.“

Teilen wird dort besonders intensiv, wo wir das Wenige teilen (Materielles, Zeit etc.) und nicht aus der Fülle etwas hergeben – oder wo wir vom Erdrückenden etwas auf uns nehmen.

Alarmsignale für eine Partnerschaft sind, wenn Abhängigkeiten entstehen und wenn Begegnungen und Maßnahmen die Vergangenheitsorientierung stabilisieren, statt eine am Evangelium ausgerichtete neue Gestalt zu

suchen. Hier ist an das Bibelwort zu denken: „Wer seine Hand an den Pflug legt und sieht zurück, der ist nicht geschickt zum Reich Gottes“ (Luk. 9,62).

Das Bewußtsein, miteinander als Kirchen unterwegs zu sein, wird insbesondere auch dadurch gestärkt, daß Themen behandelt werden, die auf unsere Kirchen ganz offiziell zukommen, wie z. B. Gerechtigkeit, Frieden, Bewahrung der Schöpfung oder die Auseinandersetzung mit dem Dritten Reich, seinen Ausstrahlungen und Folgen.

Nicht nur in der DDR, sondern auch in anderen Ländern Osteuropas kann man auf Partnerbeziehungen mit holländischen Kirchen und Gemeinden stoßen. An diesen Beziehungen fällt folgendes auf: In den Niederlanden bereitet man sich auf eine Begegnung etwa ein Jahr vor, man lernt die Sprache, bezieht Tages- und Kirchenzeitungen, nimmt Anliegen in die Fürbitte im Gottesdienst auf und bezieht auf diese Weise die Gemeinde in die Vorbereitung mit ein, bereitet sich auf gemeinsam berührende Themen vor (z. B. Gemeinde ohne Pfarrer) und bringt die gewonnenen Erfahrungen dann in die eigene Gemeinde zurück. „Holländer kommen als Lernende, nicht als Wissende.“ Materielles spielt in diesen Beziehungen keine Rolle, Geschenke haben einen symbolischen Charakter. Größere Hilfsmaßnahmen werden ausschließlich über das Diakonische Werk abgewickelt, nicht auf der Schiene von Gemeinde zu Gemeinde.

Generell kann man sagen: Je intensiver Partnerschaften sind und je länger sie dauern, umso mehr können Äußeres und Materielles zurücktreten; statt dessen kann die Besinnung darauf in den Vordergrund treten, was es heißt, im jeweiligen Kontext Gemeinde Jesu Christi zu sein.

Es geht um das Entstehen eines Kontaktnetzes: Besuche dürfen nicht nur in die von Besuchern häufig übersättigten Zentren führen, sondern sie müssen auch das Hinterland erfassen, das nicht selten ein weißer Fleck auf dem Partnerschaftsatlas ist. Besuche dürfen nicht nur den Kirchenleitungen und „Stars“ gelten, sondern sie müssen auch zu Pfarrern, Pfarrerrinnen, Kirchenvorstehern und Gemeindegliedern führen.

4. Schritte

Dies ist im wesentlichen eine Zusammenfassung des bisher Gesagten:

a) Erst einmal Zeit haben. Hinsehen und Hinhören! Aus dem Miteinander Fragen wachsen lassen. Dem Partner die eigenen Augen und Ohren leihen. Ihm selbst durchgemachte Erfahrungen zur Verfügung stellen, aber

ihm die Entscheidung überlassen, ob sie auch in seinem Kontext weiterhelfen.

b) Miteinander etwas Inhaltliches machen und dabei die eigene Kompetenz nicht verstecken, sie vielmehr einbringen, ohne – aus der eigenen Sicht – Handlungsanweisungen zu geben.

c) Ein strategischer Gesichtspunkt: Statt vor wechselndem Publikum Feuerwerke des jeweils Modisch-Aktuellen abzubrennen, erscheint für eine dauerhafte Beziehung wichtig, auch kirchlich-handwerkliches Lernen einzuüben, zu begleiten und so an bestimmten Lebensbereichen von Kirche beharrlich dran zu bleiben.

d) So wichtig der behutsame Umgang zwischen Gast und Gastgeber anfangs auch ist, so entscheidet sich die Qualität eines Kontaktes schließlich doch daran, ob es möglich wird, sich über Wahrnehmungen, Eindrücke, Empfindungen und dergleichen im vertraulichen Kreis offen auszutauschen.

e) Wenn Vertrauen gewachsen ist, sollte man sich gegenseitig Hilfe bei der Suche danach geben, vom Evangelium her Kirche in kritischer Solidarität zum jeweiligen gesellschaftlichen und staatlichen System zu sein.

f) „Aktion und Kontemplation“: Aktionen laufen vielfach sehr überzeugend, während Gebete und Fürbitte nicht selten allgemein und blaß bleiben. Von der anglikanischen Kirche könnten wir lernen, wie bedeutsam es ist, in den Kirchengebeten nicht nur Kirchen und Gemeinden einen festen Platz zu geben, zu denen wir in Beziehung stehen, sondern dabei auch Namen, Schicksale und Situationen zu benennen, die zum Teilnehmen einladen.

Ich wollte, daß keiner zu einem Prediger gewählt würde, er wäre denn zuvor ein Schulmeister gewesen. Martin Luther